

Sind wir woke?

Mehr als Kampf gegen Antirassismus: Zur Genese eines Adjektivs

Einige derer, die das Wort erst kürzlich entdeckt haben, scheinen besonderen Gefallen daran zu finden, es nach alarmistischen Pausen in Gesprächen fallenzulassen. Sie spitzen dann den Mund und pressen es wie etwas abstoßend Pelziges über die Zunge. Zugleich dient es als Beweis dafür, an den großen identitätspolitischen Debatten Anteil genommen zu haben.

Wie auch immer man zum aus dem Amerikanischen übernommenen, der Deklination von „to wake“ entlehnten Adjektiv „woke“ steht: Es hat eine wahre Ikonisierung- und Verdammungsgeschichte hinter sich. Für die Aufnahme ins Inventar der Popkultur der zehner und zwanziger Jahre reicht das: durch einen Song bekannt geworden, auf T-Shirts gedruckt und filmisch verarbeitet. Comiczeichner Keith Knight beschreibt in einer gerade auf Englisch erschienenen Serie, wie er beim Posterhängen in San Francisco von Polizisten überwältigt wird und seine Angst vor der Verantwortung, ein schwarzer politischer Künstler zu sein, erkennt. Der Titel der Serie: „Woke“. Im Oxford Dictionary steht seit drei Jahren: „Ursprünglich: gut informiert, up-to-date. Nun vorrangig: wachsam angesichts von Rassen- und sozialer Diskriminierung und Ungerechtigkeit.“ Was da nicht steht: wie das Wort die amerikanische Spaltung symbolisiert.

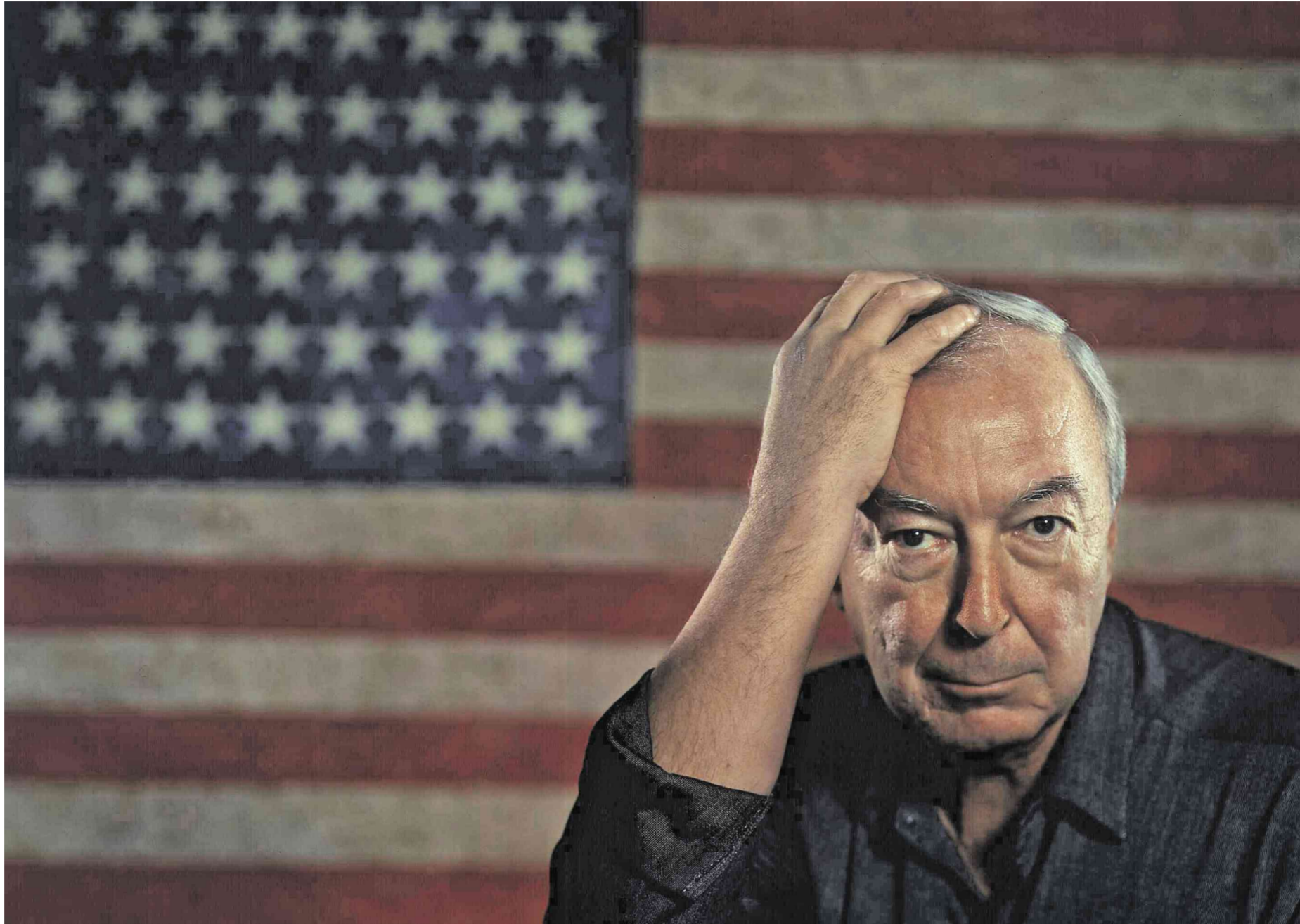
Zurück geht der Begriff auf einen 1962 in der „New York Times“ erschienenen Essay des Schriftstellers William Melvin Kelley, der die Vereinigung afroamerikanischen Slangs durch weiße Beatnik-Autoren beschrieb. Im 2008 erschienenen Song „Master Teacher“ singt Erykah Badu: „Even when the preacher tells you some lies – And cheating on ya mama, you stay woke“. Dann hallt es wider: „I stay woke“, ein Bekenntnis zur Wachsamkeit, ein beständiges Werkzeug zur Benennung von systematischer Benachteiligung, ein Mantra der neuen schwarzen Bürgerrechtsbewegung. Das Wort wurde zum Stichwort der Aufstände nach Ferguson und darüber hinaus, koordiniert in den sozialen Netzwerken durch den Hashtag #staywoke. Heute ist ein „woke“ Twitterer ein Aktivist.

Der Aktionismus, der in dem Begriff steckt, hat mit der Pop-Revolution der sechziger Jahre viel gemein, der in Songs verpackten Forderung nach einer neuen Mentalität, nach mehr persönlicher Freiheit und Selbstbestimmung. Wer Ungerechtigkeit erkennt und benennt, ist „woke“. Wer seine eigenen Privilegien erkennt und sich entsprechend verhält, ist „woke“. Eigentlich gleichermaßen einsichtig wie fortschrittlich. Spricht man mit schwarzen Freunden in Amerika und Deutschland, klagen sie oft über die Rolle der Aufklärer, die ihre Bestürzung nach einer rassistischen Beleidigung oder einem Übergriff ihrem weißen Umfeld erst begreifbar machen müssen, bevor endlich jemand für sie da ist. Würden mehr Menschen „woke“, wäre das müßig.

Schwierig wurde es, als sich der Begriff aus dem Kontext der „Black Lives Matter“-Bewegung löste und von einem Signal der Wachsamkeit gegen jede Ungerechtigkeit zu einem des erhobenen Zeigefingers stilisiert wurde. Aus dem Gefühl, die Ungerechtigkeit erfasst zu haben, erwachsen der Anspruch, andere zu belehren, die Rangordnung der Verständnissvollen, die Anmaßung. Das inhaltliche Anliegen wurde vom Wettstreit um die größte Sensibilität bei größtmöglicher Stigmatisierung mutmaßlicher Ignoranten überlagert. Und diejenigen, die das Zuhören und Erwachen am dringendsten nötig gehabt hätten, witterten Sprechverbote.

Während also die Pop-Bewegung der sechziger Jahre danach strebte, den Individuen Ansprüche abzunehmen, denen sie gerecht werden mussten, begann die Verwendung des Begriffes „woke“ die Menschen mit Ansprüchen zu überhäufen – und moralisch zu überfordern. Das ärgert auch jene, die damals für Selbstbestimmung kämpften. Und es wird weder den Überzeugungen William Melvin Kelleys noch denen der Bewegung gegen die Unterdrückung von Minderheiten gerecht.

Dass der Begriff jetzt von Verächtern des Fortschritts und miss-träuischen Liberalen abwertend genutzt wird, dass der Komiker Andrew Doyle mit seiner Kunstfigur Titania McGrath, die satirisch-überzogene Ansichten der Identitätspolitik vertritt und sogar ein Buch unter dem Titel „Woke“ veröffentlicht hat, gerade von denen zitiert wird, die die Vorstreiter der Bürgerrechtsbewegung lächerlich machen wollen, zeigt, wie wichtig es ist, den Begriff vor Missbrauch zu schützen. Ihn zu verteidigen. Es muss ja nicht gleich ein T-Shirt im Pop-Art-Stil sein. Ein erster Schritt wäre schon, ihn nicht mehr hinter jeden pädagogischen Tweet zu setzen. ELENA WITZCEK



Aus einem Traum entstanden, als der amerikanische Traum noch ein unangefochtener war: Jasper Johns vor seinem ikonischen Gemälde „Flag“

Wir werden nicht entzweiberechnen!

Ein Gespräch mit den Jahrhundertkünstlern Jasper Johns, 90, und Frank Stella, 84, zur amerikanischen Wahl, zur Flagge und zur Zensur missliebiger Kunst

Mr. Johns, Mr. Stella, wie erleben Sie die Pandemie, und wie wird sie Ihrer Meinung nach von den Behörden gemagt?

JASPER JOHNS: Ich arbeite weiterhin in meinem Atelier. Es gibt weniger Besucher, und wir versuchen, die von den Gesundheitsbehörden vorgeschlagenen Richtlinien zu befolgen.

FRANK STELLA: Jeder sagt sich: Bloß nicht verrückt werden! Ich kann ein bis zwei Tage in der Woche ins Atelier gehen, wenn ich zu Hause bin, mache ich eine Menge Collagen. „A collage a day keeps the virus away.“ Künstler sind sehr individualistisch. Sie denken: Es dreht sich alles um mich. Jetzt dreht sich aber alles um „uns“. Wir hätten die Fähigkeit, damit umzugehen. Die Politisierung der Pandemie ist aber kontraproduktiv geworden, so kann man das nicht machen. Ich habe zwei Söhne, die Ärzte sind, meine Frau ist auch Ärztin, sie sind sehr beschäftigt – lassen Sie mich es in einem unschönen Bild ausdrücken: Wenn die Regierung in einem Krieg steckt, diktiert sie eigentlich das Geschehen. Diese Regierung gibt aber keine Richtung vor.

Wie würden Sie den Zustand der amerikanischen Gesellschaft in diesem Moment beschreiben? Gibt es etwas, das sie zusammenhält, oder sehen Sie die Demokratie in den Vereinigten Staaten in Gefahr?

JOHNS: Ich glaube, das lässt sich nicht in klaren Linien beschreiben, aber ich stelle mir vor, dass die jüngere Bevölkerung weniger Ängste hat als die ältere. STELLA: Sie ist tiefer gespalten als sonst. Aber das war eigentlich schon immer so. Die Gräben sind nicht schön, und wie sich die Dinge weiterentwickeln, wird so oder so die Wahl zeigen. Ein erschreckendes Ereignis!

Die amerikanische Flagge ist im Alltag in den Vereinigten Staaten allgegenwärtig, Mr. Johns. Ihr Gemälde „Flag“ von 1954 ist ein Jahrhundertbild, ein Werk mit einer phänomenalen Rezeption. Ihr Künstlerkollege Robert Morris hat es in einem Aufsatz von 2007 als Reaktion auf Ihre Erfahrungen beim Militär interpretiert. Er sah das Gemälde als Ausdruck einer erhabenen Trauer.

JOHNS: Ich bin mit diesen Ideen in Morris' Gedanken nicht vertraut. Wie ich bereits früher einmal sagte, kam mir das Bild der Flagge als Gemälde in einem Traum in den Sinn. In dem Traum malte ich die Flagge, und als ich erwachte, schien es mir ganz natürlich, dass ich Materialien für die Ausführung des Gemäldes, das ich im Traum begonnen hatte, besorgen sollte. Ich gehe davon aus, dass es unbewusste Motivationen für den

Traum gab, aber zu diesem Zeitpunkt ging es mir nicht um eine solche Bedeutung. Es schien für mich wie eine Störung in meinem Denken zu funktionieren, die neue Möglichkeiten für mein Denken und meine Arbeit eröffnete.

Sind das die wichtigsten Wahlen in Ihrem Leben, und was steht jetzt auf dem Spiel?

STELLA: Könnte sein, aber ich bin mir nicht ganz sicher. Die Vietnam-Wahlen 1968 waren noch wichtiger. Das ist meine Erfahrung. Aber ich bin kein politischer Reporter. Die Präsidentschaft hat so unendlich viele Facetten, die Spaltung besteht bei uns ja nicht nur durch zwei Parteien, es gehen so viele Teilungen durch die Parteien hindurch.

Ein drängendes Problem der westlichen Zivilgesellschaften besteht in der Spaltung, in Europa ebenso wie in den Vereinigten Staaten. Wie erleben Sie dieses Phänomen?

STELLA: Es gibt sehr viele Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit. Wenn die Künstler sich dieser Fragen annehmen wollen, dann müssen sie das tun, so gut sie können. Ich bin ein abstrakter Künstler, aber auch ich habe damit Dinge in diese Richtung gemacht. Politische Kunst ist vorherrschend geworden. Diese Kunst ist ambitioniert und aufrichtig, ich finde sie interessant. Die Leute sagen, die Demokratie sei durch die extreme Rechte ge-

fährdet, aber ich glaube nicht, dass diese sehr weit kommen wird. Dazu hat sie nicht genügend Zugkraft, es gibt eine Menge Widerstand dagegen.

Gibt es etwas, das die amerikanische Gesellschaft zusammenhält?

STELLA: Wir werden nicht auseinanderbrechen – wie das im zwanzigsten Jahrhundert in Europa gelegentlich geschehen ist, das sehr darunter gelitten hat. Wir sind auch durch zwei Weltkriege nicht geteilt worden.

Welche Rolle spielen Museen und Kunst derzeit im gesellschaftlichen Leben der Vereinigten Staaten?

JOHNS: Die Pandemie scheint dazu zu führen, dass diese Rollen neu definiert werden.

Mr. Johns, im Jahr 2021 werden das Whitney Museum in New York und das Philadelphia Museum of Art eine Lebenszeit-Retrospektive von Ihnen zeigen: „Mind/Mirror“. Was erwarten Sie persönlich davon? Entdecken Sie in solchen Ausstellungen etwas Neues in Ihrer eigenen Arbeit?

JOHNS: Ausstellungen meiner eigenen Arbeit interessieren mich nicht sehr. Ich fühle mich zu vertraut mit dem Werk. Ich sympathisiere mit den Kuratoren, die diese Doppelveranstaltung organisieren. Die Verschiebung aufgrund der Pandemie hat ihrem Projekt eine unerwar-

tete und schwierige Komplexität verliehen.

Ihr gesamtes Werk war ein wichtiger Impulsgeber für die zeitgenössische Kunst. Ist einem das stets bewusst?

JOHNS: Natürlich plant man normalerweise nicht die Länge seines Lebens. Gelegentlich habe ich gedacht, dass ich an der letzten Sache arbeite, die ich machen würde, aber bisher habe ich mich geirrt. Der Verstand scheint ein Eigenleben zu führen.

Sie haben sich nie einem bestimmten Stil verpflichtet gefühlt, Ihre Arbeit hat immer neue Wendungen genommen, zum Beispiel in Bezug auf Abstraktion und surreale Momente, mit dem Prinzip der Collage oder bestimmten autobiographischen Tendenzen. Kommen die Bilder zu Ihnen, oder müssen Sie an ihnen arbeiten?

JOHNS: Beides.

Was denken Sie über die Sensibilität für die Malerei heute? Welchen Stellenwert haben das Sehen und die Wahrnehmung im digitalen Zeitalter? Auch im Vergleich zu Ihren frühen Jahren?

JOHNS: Ich glaube, ich bin nicht in der Lage, die Unterschiede zu analysieren. Man nimmt an den Veränderungen teil, ohne das Geschehene immer zu analysieren.

Die National Gallery in Washington und die Tate in London haben gerade eine Ausstellung von Philip Guston wegen seiner Gemälde über den Ku-Klux-Klan auf 2024 verschoben. Was sagen Sie zu dieser Verschiebung?

JOHNS: Ich hielt die Absage für einen Fehler, einen Verlust.

STELLA: Da wurde ein politischer Fall daraus gemacht, aber ich finde, das trifft es nicht ganz. Man möchte einfach nicht zu viel Trouble um diese Ausstellung machen in dieser Situation. Es gibt keine echte Kontroverse über die Ku-Klux-Klan-Köpfe – sie werden in den Bildern kritisiert. Es scheint einigen einfach zu riskant zu sein, sie jetzt zu zeigen. Ich würde das als Übermaß an Vorsicht bezeichnen.

Es bleibt aber doch ein Skandal.

STELLA: Das macht die Sache nur interessanter, als sie tatsächlich ist. Die großen, nationalen Museen sind ziemlich stark. Wenn sie jetzt etwas mehr auf Nummer sicher gehen wollen, ist das okay, sie sind nicht in irgendeiner Weise bedroht. Eine Ausstellung zu verschieben bedeutet doch nicht das Ende der Welt und auch nicht, dass sie nicht später gezeigt würde.

Die Fragen stellte **Georg Imdahl** den beiden Künstlern getrennt.



Frank Stella 2016 in Warschau vor einem seiner Werke über Polens Synagogen



Hühnerleben

Von Melanie Mühl

Früher, als die Welt des freilaufenden Huhns, das reichlich Einstreu zum Ruhen hatte, noch halbwegs in Ordnung war, sangen die Comedian Harmonists „Ich wollt', ich wär' ein Huhn, ich hätt' nicht viel zu tun, ich legte vormittags ein Ei und abends wär' ich frei.“ Was waren das für Zeiten! Inzwischen hat sich nicht zuletzt pandemiebedingt auch das Hühnerleben gehörig verändert, ja, man könnte sogar sagen, dass sich das Huhn kaum mehr vor den Begehrlichkeiten stadtmüder Städter retten kann. Dabei stand das Huhn als kuschelig lustiges Haustier bereits hoch im Kurs, bevor unser Aktions- und Spaßradius eingeschränkt wurde – seit Jahren möchten ja immer mehr vermeintliche Tierfreunde lieber frisch gelegte Eier aus dem eigenen Garten holen als sie im Supermarkt zu kaufen. Wenn schon kein Haus auf dem Land, dann eben etwas Landleben ums Haus. Leider verfliegt die anfängliche Begeisterung bei vielen Anschaffungen rasch, was, handelt es sich um ein staubansetzendes Rudergerät, nicht weiter dramatisch ist. Aber zumindest zehn Minuten Zeit am Tag muss man seiner kleinen Hühnerschar schenken, wozu im Winter gehört, große Kämmen mit Vaseline zu schützen, damit es nicht zu Erfrierungen kommt. Über einen Eglu Cube, den Ferrari unter den Hühnerställen mit raubtiersicherem Auslauf, dürfen sich die Tiere ebenfalls freuen. Jedenfalls – und jetzt denken Sie sicher sofort: ha, war ja klar, die Hipster wieder! – schlug bereits vor zwei Wochen ein Berliner Tierheim Alarm und rief den „Hühner-Notstand“ aus, was bei der aktuellen bundesweiten Notstandslage freilich leicht untergehen kann. Allerdings, der Gerechtigkeit halber, muss man erwähnen, dass nicht nur in Berlin überforderte Hühnerhalter kapitulieren, sondern auch im Süden des Landes, wo am Waldeingang von Rothenlachen Hohenbrühl bereits im Sommer 35 Hühner ausgesetzt wurden: Steigt man erst einmal in die Hühnerrecherche ein, öffnet sich ein weites, trauriges Feld. Dabei gilt auch bei der Geflügelhaltung, dass Übung den Meister macht. Wer auf die Hühnerpsyche pfeift, die offenbar Kontinuität schätzt, kann sich fürs Erste ein paar Hühner samt Unterkunft leihen und die Tiere testen. Hühnerfreundlicher ist es, Bernhard und Renate Zehs Hühnerensemble zu lauschen. „Hühner, die 1. CD zum Ei“ wartet mit Stücken wie „Morgenstunde im Hühnerstall“, „Henn und Egg“, und „Erste Schreie“ auf wobei das Gekacker von Tageszeit, Licht und Futterlage abhängt. Bei einer Neuauflage müsste allerdings ein Stück hinzukommen: „Ich wollt', ich wär' kein Huhn“.

Morgen

Natur und Wissenschaft
Bundesministerin Karliczek zu streitenden Forschern und Amerika

Geisteswissenschaften
Tonio Hölscher über das Schöne und das Hässliche im alten Griechenland

Musikschulen offen halten!

Die Konferenz der deutschen Generalmusikdirektoren und Chefdirigenten hat mit einem offenen Brief an die Bundeskanzlerin, die Staatsministerin für Kultur und Medien sowie die Ministerpräsidenten unterschiedene Kritik an der Schließung der Kulturinstitutionen geübt. Theater- und Konzertsäle seien „erwiesenermaßen sicherer als die meisten Einrichtungen der landesweiten Infrastruktur“, heißt es in dem Schreiben. Die Schließungsbeschlüsse seien kaum evidenzbasiert, vielmehr drücke sich in ihnen die Haltung aus: „Ist das Kunst? Dann kann das doch weg.“ Die Konferenz fordert, „im November die Musikschulen bundeseinheitlich offen zu lassen und sie in dieser Hinsicht den Schulen gleichzustellen“. Damit könne die Politik beweisen, wie wichtig ihr kulturelle Bildung wirklich sei. Des Weiteren wird gefordert, Ausfallhonorare in Höhe von 75 Prozent der verhandelten Gage beziehungsweise des Jahresdurchschnittslohns für die freiberuflich Tätigen zu zahlen. jbm.